



dot  
books

# PHILIPPA CARR

## Der springende Löwe

*Roman*



ganz offensichtlich, ich sei irgendeine Dienstmagd, die hergekommen war, weil ein Schiff im Hafen lag, und die auf der Suche nach einem Matrosen war. »Ich glaube, Ihr irrt Euch, Sir«, antwortete ich kühl. »Also, das ist etwas, was mir selten passiert«, antwortete er. »Auch wenn ich manchmal unbesonnen bin, ist mein Urteil doch unfehlbar, wenn es darum geht, mir meine Freunde auszusuchen.«

»Ich wiederhole, Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt, Ihr könntet mich ansprechen«, sagte ich. »Und jetzt muß ich gehen.«

»Dürfte ich Euch vielleicht begleiten?«

»Ich habe es nicht weit, nur bis Trewynd Grange.«

Ich forschte nach wenigstens einem Schimmer von Beunruhigung bei ihm, denn man konnte nicht jemanden, der dort zu Gast war, ungestraft ansprechen, das mußte er

wissen.

»Ich werde Euch einmal besuchen, zu einem Zeitpunkt, der Euch genehm ist.«

»Ich hoffe, Ihr wartet, bis Ihr dazu aufgefordert werdet.« Wieder verbeugte er sich.

»In diesem Fall werdet Ihr sehr lange zu warten haben«, sagte ich und wandte mich ab.

Ich hatte keine große Lust zu gehen, aber er hatte etwas so Gefährliches an sich. Ich hielt ihn jeder Unverschämtheit für fähig. Er wirkte auf mich wie ein Pirat, aber viele Matrosen wirkten so.

Eilig kehrte ich zum Gutshof zurück. Zuerst hatte ich einerseits Angst, er könnte mir folgen, und war andererseits ein bißchen enttäuscht, daß er es nicht tat. Ich ging direkt hinauf in den Turm, in dem ich mein Zimmer hatte, und sah hinaus. Das Schiff – sein Schiff – war deutlich auf dem ruhigen, stillen

Wasser auszumachen. Es mußte an die siebenhundert Tonnen haben, mit hochragenden Vor- und Achtermasten. Auch hatte es ganze Batterien von Geschützen an Bord. Es war kein Kriegsschiff, aber ausgestattet, um sich verteidigen und vielleicht sogar andere angreifen zu können. Es war ein stolzes Schiff und es hatte Würde. Daß es sein Schiff war, das fühlte ich einfach.

Bevor dieses Schiff nicht ausgelaufen war, würde ich den Hafen nicht mehr betreten. Das nahm ich mir vor, und jeden Tag hielt ich Ausschau, und jeden Morgen, wenn ich aufwachte, hoffte ich, daß es abgefahren sein würde.

Dann dachte ich an Carey – Carey, der so jung war, nur zwei Jahre älter als ich selbst, an meinen lieben Carey, mit dem ich so viel gestritten hatte als Kind, bis zu dem wundervollen Tag, als das Bewußtsein, daß

wir uns liebten, über uns zusammenbrach. In einem solchen Augenblick übermannte mich der Schmerz, ich durchlebte alles noch einmal: den unerklärlichen Zorn seiner Mutter – eine Kusine meiner Mutter –, als sie erklärte, nichts könnte sie dazu bringen, einer Ehe zwischen Carey und mir zuzustimmen. Und meine eigene Mutter, die erst nicht verstanden hatte, bis sie mich an jenem entsetzlichen Tag in die Arme nahm, mit mir weinte und mir dann erklärte, daß Kinder für die Sünden der Väter bestraft würden und mein Traum von einem Leben mit Carey zu Ende sein müsse.

Warum kam mir das alles so lebhaft ins Gedächtnis? Nur weil ich im Hafen einen unverschämten Seemann kennengelernt hatte?

Ich muß erst einmal erklären, wie ich überhaupt nach Plymouth gekommen bin – an

die südwestlichste Ecke von England – wo mein Zuhause doch im Südosten lag, nur wenige Meilen außerhalb von London.

Ich wurde in St. Brunos Abbey geboren, einem ziemlich seltsamen Ort, und wenn ich an meine Anfänge zurückdenke, kann ich nur sagen, auch die waren recht seltsam. Ich war fröhlich, sorglos, überhaupt nicht wie Honey, die ich immer für meine Schwester gehalten hatte. Wir lebten während unserer Kindheit in einem Mönchskloster, das kein Mönchskloster mehr war, mit einer Spur von Mystizismus um uns herum. Daß wir davon nichts merkten, hatten wir meiner Mutter zu verdanken, die normal war, heiter und tröstlich – so wie eine Mutter sein sollte. Sollten wir einmal Kinder haben, hatte ich zu Carey gesagt, wollte ich zu ihnen sein wie meine Mutter zu mir.

Aber als ich älter wurde, bemerkte ich die